

Vom besseren Leben im schlechten. Utopien eines Gassenarbeiters

François Galli, geboren 1967, Student und Gassenarbeiter in Genf.

Als Sohn eines Treuhänders ist François Galli in der bürgerlichen Mittelschicht grossgeworden. Von Natur aus neugierig, interessiert er sich als Fünfzehnjähriger für alles, was nicht der Welt seiner Herkunft angehört. Es ist die Welt der Devianz, die «Szene», die ihn anzieht. Mit seinen Freunden raucht er Joints und macht «*petites conneries*», was ihm schliesslich eine kurze Begegnung mit dem Jugendgericht beschert: «*On aimait la déviance ... c'était l'interdit.*» Nach Schulschluss trifft François seine Freunde auf dem Zürcher Platzspitz; mehrmals werden ihm Drogen angeboten, doch er greift nicht zu.

Zur selben Zeit absolviert François an einem Zürcher Wirtschaftsgymnasium eine solide Schulbildung, was ihm nicht schwerfällt. Als Problem indes empfindet er sein tägliches Dasein in zwei entgegengesetzten Welten: jene der Schule, die ein hohes Ansehen hat und in der er erfolgreich ist, und jene der Marginalität, die stigmatisiert ist, ihn aber zutiefst fasziniert – «*dans la marginalité, il se passe des choses fantastiques*», erzählt François. Mit seinem Rasta-Look grenzt er sich auch äusserlich deutlich von dem ab, was er als eine Welt des Mittelmasses empfindet, und demonstriert seine Zugehörigkeit zu einer anderen Welt am Rande der Gesellschaft.

Nach Abschluss des Gymnasiums muss sich François entscheiden. Als sein Vater ihm eine Stelle in seinem Unternehmen anbietet, vollzieht er den Bruch mit der Welt seiner Herkunft und entflieht diesem Milieu, in dem er sich nicht heimisch fühlt und dessen Werte er ablehnt. Das einzige, was ihn interessiert, sind die Leute, mit denen er auf dem Platzspitz verkehrt, deren Lebensweise er aber doch nicht übernimmt. François wählt eine Tätigkeit, die es ihm erlaubt, sich einerseits in der antibürgerlichen Welt der Randständigkeit zu bewegen, ohne dabei andererseits den Anspruch auf eine

anerkannte Tätigkeit preiszugeben. Er beschliesst, sich im Sozialbereich zu engagieren: *«Alors, t'as pas envie de travailler ... t'aimes ces gens-là, tu fais du social.»* Sein erstes Praktikum absolviert François, nachdem mehrere seiner Kollegen an einer Überdosis gestorben sind, in einer therapeutischen Wohngemeinschaft für Drogenabhängige. Doch schon bald wird ihm bewusst, dass er nicht in herkömmlichen sozialen Institutionen arbeiten will, wie diese Wohngemeinschaft eine ist. Dort werde die Persönlichkeit der Drogenabhängigen, die mit den gesellschaftlichen Erwartungen nicht vereinbar sei, zerstört, meint François. Er ist überzeugt, dass die Gesellschaft Drogenabhängigkeit produziert, indem sie Konkurrenzverhältnisse zwischen den Menschen schafft und diejenigen ausschliesst, die dieser Situation nicht gewachsen sind: *«Déjà au collègue, je me disais, bon quand j'avais une note insuffisante, c'est pas parce que moi je fais mal le travail que c'est mal, mais parce que l'autre il a mieux ... que moi j'ai mal. C'est parce que l'autre il a six que moi j'ai 3,5. Le jour où j'ai compris, François, c'est pas toi, c'est cette société de merde, qui fait en sorte que c'est comme ça.»*

François hat zu diesem Zeitpunkt nur einen Wunsch: Er will seine schulisch erworbenen Kompetenzen einsetzen, um die Welt der Marginalität, mit der er sich identifiziert und die sich selbst nicht ausdrücken kann, zu verstehen und ihr zu helfen. Sein Ziel ist nicht – wie dies in seinen Augen die herkömmlichen sozialen Institutionen bezwecken –, die Menschen am Rande der Gesellschaft zu normalisieren, sie konform, und das heisst für ihn mittelmässig zu machen, indem man sie zwingt, die Lebensweise der Mehrheit zu übernehmen: *«Moi je veux pas que les marginaux redeviennent normaux, et la communauté au fait, c'est ça. C'est rendre conforme, c'est les rendre médiocre. Et moi, combien de fois ça m'arrive encore de revoir les gens qui font la thérapie et qui n'échouent plus, mais quand ils étaient <tox> (toxicomanes), ils étaient là, toujours la pêche, et maintenant, ils travaillent à la Migros, ils finissent à cinq heures, ils savent pas quoi faire à la maison, regardent la télé, à onze heures et demi ils vont se coucher et à huit heures ils recommencent, ils préféreraient quand ils étaient tox.»* François verlässt schon bald die therapeutische Wohngemeinschaft und entwickelt aus dieser Erfahrung heraus das Ideal, dem er als Sozialarbeiter nachleben will: Die Ausgegrenzten, die Randständigen sollen aus ihrer materiell

elenden Existenz hinausfinden können, ohne dabei ihren eigenen Lebensstil zu verlieren. Denn alle Menschen sind anders, davon geht François aus, und folglich wäre in seinen Augen die beste Gesellschaft eine Gesellschaft, in der unterschiedlichste Lebensweisen selbstbestimmt nebeneinander bestehen können.

Drei Jahre lang sucht François in der ganzen Schweiz eine Institution, die seinem Ideal entspricht; er findet sie schliesslich im *Trèfle vert* in Genf. Das *Trèfle vert* hilft den Ärmsten, Menschen in Notfällen und Menschen, die sozial isoliert oder obdachlos sind. In den verschiedenen Heimen und Betreuungszentren des *Trèfle vert* werden täglich einige hundert Personen aufgenommen. Dazu gehört auch das *Cristal*, ein Obdachlosenheim, das um die zwanzig Personen beherbergen kann. Jedem und jeder werden ein Bett und ein kleiner Schrank in einem gemeinsamen Schlafraum zugewiesen. Abends gibt es – wenn nichts schiefläuft – eine Mahlzeit. Im Gegensatz zu anderen Obdachlosenheimen, insbesondere in der Deutschschweiz, wird das *Cristal* von den Obdachlosen selbst verwaltet. François' Verantwortung für das Heim besteht darin, dass er von Zeit zu Zeit vorbeischauf. Meistens ist jedoch kein Sozialarbeiter anwesend. Entsprechend den Prinzipien des *Trèfle vert* soll die institutionelle Macht möglichst eingeschränkt sein.

Im *Trèfle vert* strebt man denn auch nicht eine Wiedereingliederung im herkömmlichen Sinne an. Vielmehr will man diejenigen, die ganz aus der Erwerbsgesellschaft herausfallen, in die Gesellschaft einbinden, ohne sie einem Konformitätszwang zu unterwerfen und ohne ihnen einen bestimmten Lebensstil aufzuzwingen. Nur eine solche Form der Integration macht für François Sinn in einer Gesellschaft, die vom Ideal der Vollbeschäftigung Abstand nehmen muss. Gerade bei den Leuten im *Cristal* werde deutlich, so François, dass die Vorstellung einer Integration, die mit Konformität einhergeht, ebenso eine Farce sei wie die vollbeschäftigte Erwerbsgesellschaft: «*La réintégration, c'est une farce d'une part au niveau théorique, macrosocial.*» Menschen, die ins *Cristal* kämen, hätten bereits eine lange Karriere sozialen Abstiegs hinter sich. Diese Leute werde man nie integrieren, aber man könne ihnen ihr Leben erleichtern. «*Alors, la seule chose que tu peux faire, c'est leur donner les moyens, les façons de*

vivre qui soient le moins pénible possible en leur donnant le maximum de pouvoir possible pour qu'ils s'autoresponsabilisent et reprennent un certain mode de vie différent qui est même meilleur que notre style de vie.» Den meisten Obdachlosen, die das *Cristal* frequentieren, werde von der Gesellschaft jede Befähigung zu irgendeiner Arbeit abgesprochen, beobachtet François. Nicht so im *Trèfle vert*: Diese Institution gibt den sozial ausgegrenzten Obdachlosen die Möglichkeit, sich in Zeitschriften auszudrücken, und nimmt die Einzelnen ernst, indem sie ihnen Jobs anbietet, die ihrem individuellen Leistungsvermögen entsprechen: *«Le mec, il est peut-être capable de travailler seulement deux heures par jour ... alors bon, deux heures par jour, ça suffit pour vivre.»*

François begreift seine Rolle als Gassenarbeiter nicht pädagogisch, *«parce qu'un éducateur, ça enlève du pouvoir»*. Er sieht seine Aufgabe vielmehr darin, den von ihm betreuten Personen Handlungsmacht und Autonomie zurückzugeben. Nicht der einzelne randständige Mensch, sondern der Kontext muss gemäss François eigentlicher Gegenstand von Sozialarbeit sein. So sei das *Cristal* deshalb heruntergekommen und schlecht unterhalten, damit die Leute Alternativen suchten, damit sie nicht passiv an diesem Ort blieben, den Sozialarbeiter geschaffen hätten und der deshalb der Lebensweise der Obdachlosen nie gerecht werden könne. Denn nur so könne Selbstverantwortung zustande kommen: *«C'est voulu que le Cristal soit pas beau, que ça soit du crad, quelque part entre guillemets. C'est une merde, c'est voulu quoi, vas voir ailleurs! A la place du Platzspitz, il y a sur un mur écrit: Hilf dir selbst, sonst hilft dir ein Sozio.»*

Ohne den Obdachlosen in pädagogischer Manier eine Moral zu verpassen, wofür François die herkömmliche Sozialarbeit kritisiert, soll den Ausgegrenzten Selbstverantwortung übertragen werden. François wünscht sich, dass die Besucher und Besucherinnen des *Cristal* den Wunsch entwickeln, aus einem wenig attraktiven institutionellen Rahmen auszubrechen und selbst aktiv zu werden. Erst wenn sie unter den schlechten Bedingungen litten, würden sie zu autonomem Handeln fähig werden und den Stolz entwickeln, von keiner Institution abhängig zu sein: *«Moi je préfère que le mec arrive deux, trois jours au Cristal et qu'il se dise: merde, ici moi je préfère aller occuper, je fais un squat, et là, il est devenu acteur de sa vie, il a enfoncé*

une porte, il assume la responsabilité, il a pris du pouvoir et là, je suis dans mon idéal utopique.»

In vielen anderen Genfer Sozialinstitutionen, erzählt François, werden die Armen von zahlreichen Sozialarbeitern betreut, die sie umgeben, ihnen helfen, sie erziehen. Man behandelt sie nicht wie verantwortliche Individuen, man füttert sie und zwingt sie, Hausarbeiten zu verrichten. Im *Cristal* hingegen entscheidet jeder und jede, wann und wie häufig er oder sie an gemeinsamen Tätigkeiten teilnehmen will. Auch die zum Unterhalt notwendigen Arbeiten des *Cristal* sollen aus eigener Initiative verrichtet werden: *«Y a un balai qui est placé au Cristal. Le premier jour ... on salit un peu, le deuxième jour on salit encore plus, le troisième jour ça commence vraiment à devenir dégueulasse. Mais le quatrième jour quelqu'un va prendre le balai. C'est peut-être la première activité qu'il a fait depuis deux semaines. Mais à la fin, il a fait le couloir et puis quand moi éducateur j'arrive: T'as vu j'ai fait ton boulot! Mais lui, il est content, il est fier.»* François ist sich bewusst, dass seine Hoffnungen utopisch sind. Er weiss, dass für eine ganze Anzahl von Menschen das *Cristal* mehr ist als ein vorübergehender Aufenthaltsort: Viele haben nicht die Kraft, ein Haus zu besetzen; sie ziehen es vor, sich von Institution zu Institution treiben zu lassen, den kleinen Rest an Autonomie, der ihnen bleibt, gegen Abhängigkeit und dauerndes Unterstütztwerden einzutauschen. Verstrickt in die Institutionen, bleiben sie abhängig und unternehmen keine Anstrengungen, um aus ihrer Misere herauszufinden. Sie tapen in die Armutsfalle. Und je mehr Institutionen es gibt, die sich um die Armen kümmern, desto wahrscheinlicher wird dieses Abgleiten in endgültige Armut.

Auch die Realität des Zusammenlebens im *Cristal* ist um einiges härter als François' Ideal: Sich selbst überlassen, birgt das Heim etliche Konflikte, die jeden Tag von neuem ausbrechen. Das Fehlen jeglicher von der Institution vorgegebenen Verhaltensregeln, die Abwesenheit von Sozialarbeitern, der Mangel an Kontrolle begünstigen die Gewalt. Alles kann Quelle von Konflikten werden: Jemand, der sich an den Hausarbeiten nicht beteiligt, wird angeschnauzt, jemand, der zuviel getrunken hat, wird unerträglich und gewalttätig. Auch wenn diese allgegenwärtige Gewalt François be-

kümmert, hält er sie nicht für schlimmer als jene Gewalt, die in zahlreichen herkömmlichen Institutionen ausgeübt werde. Dort sei die Gewalt verschleiert, heuchlerisch, gebe sich nicht als solche zu erkennen, und sie finde nicht zwischen den Armen statt, sondern gehe von der Institution aus und richte sich gegen die Armen. Im *Cristal* hingegen sei die Gewalt roh, brutal, unmittelbar: *«Ça se règle tout de suite, t'as un problème, tu vas voir le mec, boum, boum c'est fini. Et après, tu vas boire un coup ensemble, qu'est ce que t'en as à foutre, ça traîne jamais.»*

Im *Cristal* finden denn auch diejenigen Unterschlupf, die aus den herkömmlichen Institutionen ausgeschlossen werden, häufig diejenigen, die am tiefsten in Armut und Isolation abgeglitten sind, die sich am weitesten von gesellschaftlicher Konformität entfernt haben und entsprechend grosse Widerstände gegen Regeln wie etwa Nüchternheit oder ruhiges Verhalten verspüren: *«On prend un peu les déchets, tous ceux qui ne marchent pas dans les autres institutions, ils arrivent chez nous.»*

François hat nicht nur mit den Leuten von der Strasse zu tun. Auch jene, die in Genf an den Schalthebeln der Macht sitzen, prägen seinen Alltag. Seit einigen Jahren hat Genf mit finanziellen Problemen zu kämpfen, und gekürzt werden vor allem die Budgets im Sozialbereich. Alle sozialen Institutionen mussten eine Budgetkürzung von fünfzehn Prozent hinnehmen. Eine *«salopperie»* sei die Finanzierungspolitik im Sozialbereich, sie überlasse die Genfer Sozialarbeit gerade in den schwierigen Zeiten hoher Arbeitslosigkeit ganz sich selbst. Die Budgetkürzungen empören François um so mehr, als kürzlich eine neue, grosse und teure Herberge für Arme eröffnet wurde: *«C'est dégueulasse, c'est dégueulasse, parce que d'une part on nous demande à faire des sacrifices en période de crise, et d'autre part, on nous met un nouveau centre d'accueil à des millions et des millions de francs, avec des décisions totalitaires – et après, on coupe.»* Die Leute, die über politische Macht verfügen und über die Verteilung von Geldern entscheiden, hält François in ihrer Mehrheit für vollkommen inkompetent. Es seien Leute, die auf der Grundlage von längst überholten volkswirtschaftlichen Theorien entschieden, die unangemessene, immens grosse und zentralisierte Strukturen schaffen würden, wäh-

rend doch gegenwärtig Dezentralisierung, Qualität, Nähe zu den «Kleinen» geboten wären.

Den politisch Verantwortlichen bringt François wenig Achtung entgegen: *«Si tu arrives en haut du pouvoir, c'est que t'es un salaud, c'est que t'es un prostitué.»* Politik ist für François purer, gnadenloser Kampf, der aus Egoismus und Machtgier geführt wird: *«Si t'es là-haut, t'as dû lutter, tous les jours t'as dû lutter, t'as dû écraser des gens, parce que tu dois les dépasser, tu dois adorer le pouvoir.»* Um einerseits ihr Gewissen zu beruhigen und um andererseits die öffentliche Ordnung zu verteidigen, lassen die Politiker grosse Herbergen bauen, in denen die Armen zusammengepfercht werden, kritisiert François. Deren marginale und von gesellschaftlichen Konventionen freie Existenz mache der *classe politique* Angst, die sich in ihrem Anspruch auf Herrschaft und Kontrolle über die Stadt bedroht fühlte. Entsprechend sei die Fürsorgepolitik darauf ausgerichtet, die Armen als Quelle von Instabilität ruhigzustellen. Diese Politik habe nur ein Ziel: nichts zu bewegen, nichts zu verändern, denn *«le changement, c'est l'instabilité, et pour le politicien, il y a rien de pire que l'instabilité, il veut surtout la stabilité»*.

Zu dieser Politik gehört es auch, bemerkt François, die Armen von der sichtbaren Oberfläche der Stadt zu entfernen, weil sie das Ansehen des reichen und renommierten Finanzplatzes Genf stören. Diese Stadt, die strotzt vor in den Banken vergrabenen Schätzen, arrangiert sich mit der Armut, indem sie sie unsichtbar macht. So wird etwa aus der Innenstadt all das entfernt, was diese für die Obdachlosen zum bevorzugten Aufenthaltsort und Lebensraum gemacht hat: *«Les sanitaires, pourquoi ils nous ont mis un peu hors la ville, parce que surtout ils veulent pas en ville voir des gens un peu clochardisés qui viennent tous les jours faire leur douche tout près de la gare.»* Sogar die Bänke im Bahnhof hätten sie entfernt.

Für François offenbaren sich die Befindlichkeit und der Zustand einer Gesellschaft an ihren Rändern, dort, wo die Ausgeschlossenen ihr Dasein fristen. In der Welt der Randständigkeit sehe die Gesellschaft sich selbst wie in einem Spiegel, und in diesem Spiegel zeige sich, dass es nicht nur den Ausgegrenzten, sondern auch den Integrierten schlecht gehe. Die einen wie die andern lebten in einer

«*période historique assez meridique*», in einer beschissenen historischen Epoche, in welcher der Markt entscheide, was einträglich sei, und nur das als wertvoll gelte, was finanziell interessant sei. Statt dessen müsste es gerade jetzt darum gehen, den Begriff der produktiven Arbeit zu erweitern, ist François überzeugt. Jeder müsste für seine spezifischen Kompetenzen anerkannt werden, selbst dann, wenn diese nicht finanziell verwertbar seien, und jeder müsste Anspruch auf ein Einkommen haben, das nicht wie eine IV-Rente zusammen mit einer Portion Verachtung abgegeben würde. François plädiert für ein garantiertes Mindesteinkommen, das alle die kontrollierenden Institutionen und Behörden überflüssig machen würde, die den Menschen Selbstbestimmung rauben. Dies wäre ein Schritt auf dem Weg zu einer Gesellschaft, wie François sie sich wünscht, eine Gesellschaft, in welcher auch von Tätigkeiten gelebt werden könnte, die gegenwärtig nicht als «wertvoll» erachtet würden. Und dieses Ideal einer Gesellschaft baut François die Brücke zu einem Rest Optimismus, der zugleich Ausdruck einer Gesellschaftskritik ist, die er mit konservativen Stimmen teilt: François ist überzeugt, dass sich die westlichen Gesellschaften gegenwärtig in einer Periode der Dekadenz befinden, die jede grosse Zivilisation nach einem Höhepunkt kultureller und intellektueller Entwicklung erfasst. Diese Periode führe zur «Zerstörung» und leite schliesslich den Aufbau einer neuen Gesellschaft ein.

François' Erzählung ist auch eine Erzählung über den Widerspruch, der seine Tätigkeit als Gassenarbeiter charakterisiert: «*Dans mon idéal, le Cristal devrait pas exister, les institutions sociales devraient pas exister. Les <sociaux> devraient pas exister.*» Wäre sein Ideal erreicht, verlöre François nicht nur seinen Beruf, sondern auch seine Berufung und mithin das, was seiner persönlichen Existenz Sinn verleiht: «*Mon idéal, je l'atteindrai jamais, le jour où je l'atteins, je suis mort, j'ai plus rien à faire, j'ai plus rien à faire.*»

Seine Ideen und Ideale, all die ausgesprochenen und die unausgesprochenen Widersprüche kreisen in François' Kopf und rauben ihm nachts häufig den Schlaf. Er ist sich bewusst, keinen einfachen Weg gewählt zu haben. Nach sieben Jahren universitärer Ausbildung verdient François gerade mal tausend Franken, während in den staat-

lichen Heimen der Lohn noch für halb soviel Arbeit höher ist. Was François unter diesen unsicheren Bedingungen antreibt, ist das, was er das zweite Salär nennt, den symbolischen Lohn, den er dort gewinnt, wo er sich für sein Ideal einsetzt – ein Ideal, das aller Sozialromantik zum Trotz nicht frei von Enttäuschung ist: *«Toutes les petites choses que j'obtiens tous les jours, c'est ce qui me permet de continuer là-dedans, dans ce milieu qui est malgré tout triste et décevant.»*

Deutsche Bearbeitung: Caroline Arni

Fürsorgeinstitutionen und Obdachlosigkeit in Genf

Der Genfer «Guide social et pratique» (CLE, letzte Edition 1996) listet für den Kanton Genf mehr als 1600 Adressen von öffentlichen und privaten Sozialfürsorge- und Betreuungsinstitutionen auf. Fünf grosse Institutionen dominieren die soziale Landschaft Genfs: Das «Hospice général», gegründet 1535, unterstützt jährlich 11 506 Kantonsbürger/innen mit Sozialhilfe in Form von Darlehen (Daten von 1995). Unterstützt werden Bedürftige und Rentner/innen, es gibt Aufenthaltszentren für Kinder und Jugendliche, ein Heim für Alkoholiker/innen und Drogenabhängige, und auch die Integration von Ausländer/innen gehört zu den Anliegen des «Hospice général». Das CARE (Caritas Accueil Rencontres Echanges) wurde 1977 von der Caritas gegründet; es bietet verschiedensten Gruppen von Menschen in Notlagen Hilfe an. Jeden Tag werden Aktivitäten veranstaltet, ein Gratis-Mittagessen an ca. 150 Personen ausgegeben und Räume für Diskussionen und Begegnungen angeboten. Das CARE stellt auch einen medizinischen und psychologischen Dienst und Einrichtungen zur Körperpflege und Hygiene zur Verfügung. Das «Centre social protestant» steht ebenfalls verschiedensten Gruppen offen; es unterhält einen Secondhand-Laden, bietet kleinere Jobs und Seelsorge an. Die Institution «Carrefour-rue» widmet sich seit mehr als 10 Jahren der Armutsprävention. Dabei werden für ca. 300 Personen täglich kostenlos Aktivitäten, Aufenthaltsorte, gegenseitige Hilfsdienste und Pflegeeinrichtungen angeboten. Schliesslich stellt auch die Heilsarmee billige Schlafplätze zur Verfügung.

Die grosse Dichte von Fürsorgeinstitutionen in Genf lässt sich unter anderem mit der vergleichsweise hohen Erwerbslosigkeit von 7,4 % (1998) und der hohen Scheidungsquote von 50 % erklären; Erwerbslosigkeit wie Scheidung erhöhen das Armutsrisiko wesentlich.

Es ist ausserordentlich schwierig, verlässliche Statistiken über die Obdachlosigkeit zu erstellen. Verschiedene Verantwortliche von Genfer Fürsorgeinstitutionen beziffern deren Anzahl in Genf auf ungefähr 200 Personen. Diese Zahl erfasst nur diejenigen, die in einem Obdachlosenheim registriert sind. Nicht miteingerechnet sind beispielsweise jene Obdachlosen, die für einige Nächte in Hotels wohnen, oder jene, die bei Eltern oder Freund/innen übernachten. Nach der Aussage einer Sozialarbeiterin im

«Hospice général» sollte es in Genf eigentlich gar keine Obdachlosigkeit geben, da genügend Schlafplätze in verschiedensten Heimen zur Verfügung stehen:

- Gegenwärtig existieren 10 Zentren mit Übernachtungsmöglichkeiten, wobei die Mehrheit über 5 bis 40 Betten verfügt, Frühstück und Abendessen inbegriffen. Von diesen 10 Heimen sind 6 gratis, 4 Heime verlangen einen Unkostenbeitrag. Die Mehrheit ist ganzjährig geöffnet und limitiert den Aufenthalt für die einzelnen nicht. Ausserdem existieren 3 zusätzliche Heime, die Jugendliche bis 18 Jahre aufnehmen.
- Tagsüber geöffnet sind 4 Aufnahme-, Aufenthalts-, Wiedereingliederungs- und Betreuungszentren für Menschen in Notsituationen. Hier werden Mahlzeiten an 30 bis über 150 Personen täglich ausgegeben, und es stehen Sozialarbeiter/innen und Freiwillige für Beratungen zur Verfügung.
- Zwei medizinische Zentren stehen kostenlos zur Verfügung: ein Gesundheits- und Hygienezentrum mit Sanitäranlagen, Duschen, Coiffure, Krankenpflegestation, medizinischem und zahnärztlichem Dienst, Augenheilkunde, Waschmaschinen und eine mobile polyklinische Station mit ständigem Krankenpflegedienst.
- In zwei Institutionen werden pro Wochenende an häufig mehr als 100 Personen Mahlzeiten ausgegeben.

Quelle

Genève, l'Année sociale en Chiffres, édition 1996. Une publication de l'Hospice général.